

»Machen Sie sich keine Sorgen – wir werden einen Weg finden!«

II Lerngeschichten von Begegnungen in einem Exposure- und Dialog-Programm in Guatemala

An einem heißen Nachmittag sitzen wir um einen großen Familientisch auf dem Hof von Victor Sebastian. Der alte Herr des Hauses unterhält sich lange mit uns. Im Verlauf des Gespräches stellt sich heraus, dass er glaubt, wir würden uns, wenn wir nicht mit ihm Spanisch sprechen, in Englisch unterhalten. Nein, nein, beteuern wir, Deutsch sei die Sprache, die wir sprechen. Da erklärt der Mann aus Colcojuitz uns sein »Sprachenuniversum«. Es gibt, so sagt er, seine Sprache, Mam, und andere indianische Sprachen – die Leute aus dem nächsten Dorf versteht man in Colcojuitz schon nicht mehr. Dann gibt es Spanisch. Sein Großvater ist beim Straßenbau geschlagen worden, weil er die Befehle der Vorarbeiter nicht verstanden hat. Deshalb hat man damals in Colcojuitz eine Schule gegründet. »Spanisch muss man können!« – davon ist er überzeugt. »Und die anderen sprechen Englisch!«

1 Begegnung und Dialog – oder: Motivation durch Berührung!

Wo Menschen sich nicht kennen gelernt haben, wo sie sich nie begegnet sind und sich nicht verstehen – warum und wie sollten sie sich solidarisieren?

Sich zu solidarisieren setzt voraus, der Realität des Anderen zu begegnen, sich ihr auszusetzen, auch Position zu beziehen und Handlungsoptionen zu entwickeln. Vielleicht geht es im Kern tatsächlich darum, Lebenswelten in Berührung zu bringen. Solche Solidarisierungsprozesse anzustoßen ist zentrales Anliegen von Exposure- und Dialogprogrammen (www.exposure-dialog.de).

Herzstück eines Exposure-Programms ist die unmittelbare Begegnung mit armen oder gesellschaftlich ausgegrenzten Menschen, das »sich Aussetzen« (engl.: exposure) und das »Eintauchen« (span.: inmersión) in das Leben von Armen, die ihre Lebensrealität zu verbessern suchen. Für eine kurze Zeit, für drei bis fünf Tage, sind die Teilnehmenden, zumeist in Zweiergruppen (ein Mann und eine Frau), bei einer Familie zu Gast. Sie wohnen bei dieser Familie, in ihrem Haus, erfahren ihren Alltag und erleben ihn mit, soweit die Umstände dies zulassen – im häuslichen Umfeld, bei der Arbeit auf der Kaffeeplantage oder in der Fabrik, beim

Gang zum Markt oder beim Treffen einer Selbsthilfeorganisation. Durch Beobachtung, Begegnung und Dialog (und durch eine moderierte, intensive Reflexion der gemachten Erfahrungen) lernen die Teilnehmenden, so gut das in kurzer Zeit möglich ist, die Perspektive der Armen kennen und verstehen etwas besser, unter welchen Rahmenbedingungen und mit welchen Zielen die Menschen selbst Schritte gehen können – gegen Armut, Bildungsausgrenzung und politische Unterdrückung. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer sehen die positiven Veränderungen und bekommen ein erstes Gespür für die vielfältigen ökonomischen, kulturellen und politischen Hindernisse wie auch für die Kraft, die es braucht, um sie zu überwinden.

Ein Exposure- und Dialogprogramm kann in dieser Perspektive eine innovative Qualifizierungsmaßnahme, eine besonders nachhaltige Fortbildung werden: Die Berührung motiviert zu einer »empathischen Intelligenz«, zu einer Sensibilisierung und Orientierung der Teilnehmenden auf ihre eigene Verantwortung für Aufgaben der Armutsbekämpfung, für entwicklungspolitische Bildungsarbeit, für internationale Solidarität und einen Dialog zwischen Nord und Süd in den Arbeits- und Kontaktfeldern, aus denen die Teilnehmerinnen und Teilnehmer kommen und in die sie ja, nach dem Exposure- und Dialogprogramm, auch wieder zurückkehren.

Zum Beispiel in die Hochschulgemeinden. Hochschulseelsorgerinnen und -seelsorger zu motivieren, neu oder vertieft über ihr Engagement im Bereich »Eine-Welt-Arbeit«, internationale Solidarität und Nord-Süd-Dialog nachzudenken, setzt voraus, sie mit der Lebensrealität, mit der solidarisch zu sein ihnen aufgegeben ist, tatsächlich in Kontakt zu bringen und Menschen im Süden, Menschen in Armut direkt zu begegnen. Die Teilnahme an einem solchen Programm ist daher auch nicht dazu geeignet, als »sozialtouristisches Event« das schlechte Gewissen in Sachen »Dritte Welt« zu beruhigen oder am anderen Ende der Erde den eigenen Seelengrund zu erschaffen. Ein Exposure- und Dialogprogramm verfolgt handlungsorientierte Ziele, die den Auftrag der Institution einzufangen suchen, aus der die Teilnehmenden kommen. Hier sollen sie an der Realisierung von Organisationszielen mitwirken: auf der Spur zur Gerechtigkeit für alle, zum Frieden, zur Bewahrung der Schöpfung.

Wo Hochschulen sich in atemberaubender Geschwindigkeit internationalisieren, stehen Fragen von Gerechtigkeit zur Debatte. Wissenschaft stellt sich – in Forschung und Lehre und Studium – längst als eine »globalisierte Unternehmung« dar. Ein lebendiger, qualifizierter Nord-Süd-Dialog, ein entwicklungspolitisches Engagement, das über gut gemeinte und vielerorts sinnvolle Spenden-, Stipendien- und Hilfsprojekte hinaus Fragen nach einer gerechten Weltordnung auch im Blick auf Bildung und Qualifizierung oder eine »Globalisierung von Solidarität« thematisiert, bleibt aber in Hochschulen und Hochschulgemeinden eher die Ausnahme. Diese Tatsache ist ausdrücklich zu bedauern. Zumindest die Kirche an der Hochschule muss sich – als Teil des vielleicht ältesten »global player« – ihrer Verantwortung für das Wohl und Wehe aller Menschen bewusst sein. Weltkirchliches Bewusstsein, Engagement für eine »Weltpastoral« (Ottmar Fuchs) in globaler Perspektive, die energische Option für internationale Solidarität können, begründet im universalen Heilswillen und Gnadenspruch des Gottes und Vaters Jesu Christi, keine quantität negligible für eine zeitgemäße Hochschulpastoral für heute und morgen sein. Wir erinnern uns: »Gerechtigkeit für alle« als Forderung und Aufgabe kirchlicher Entwicklungsarbeit ist als

Zielsetzung und zugleich notwendige Handlungsoption heute nicht weniger aktuell und zutreffend als Anfang der 1990er Jahre. Es geht um nicht weniger als ›Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung‹, die allen kirchlichen Partnern und Werken in ökumenischer und globaler Verantwortung aufgegeben sind.

2 Lerngeschichten und Lernerfahrungen

›Lernen durch Begegnung‹ – genau dies geschieht im Rahmen eines Exposure- und Dialogprogramms. Unter drei Aspekten erzählen wir im Folgenden von einer Begegnungsgeschichte aus einem Exposure mit Hochschuleelsorgerinnen und -seelsorgern in Guatemala, das in Zusammenarbeit mit den Diözesen San Marcos und Sta. Cruz del Quiché und dem Bischöflichen Hilfswerk Misereor im Frühjahr 2003 durchgeführt wurde. Diese Begegnungsgeschichte ist zugleich eine Lerngeschichte. Der ›Lernerfolg‹ solcher Begegnungen lässt sich nur schwer messen und bilanzieren – und dennoch soll der Versuch gemacht werden, zwei Lerndimensionen auf dem Weg zu einer ›empathischen Intelligenz‹ zu beschreiben. Zu hoffen ist dabei: Wo Seelsorgerinnen und Seelsorger etwas über das Leben lernen, lernen sie auch etwas über das Glauben.

verstehen lernen – Rahmenbedingungen erfahren

Der mühsame und langwierige Weg der Befreiung aus Armut und Unterdrückung vermittelt den Teilnehmerinnen und Teilnehmern wichtige Einsichten in die Zusammenhänge zwischen dem individuellen Schicksal der gastgebenden Familie und den jeweiligen gesellschaftlichen sowie den nationalen und internationalen wirtschaftspolitischen Rahmenbedingungen:

Nach mehr als zwei Stunden Abstieg vom letzten Haltepunkt des Autos wird uns deutlich, was Sr. Huana Maria, die für viele der Dörfer rund um den Tajumulco, den höchsten Punkt Mittelamerikas, zuständig ist, schon angedeutet hatte: Dieses Dorf der ›kämpferischen Leute‹ liegt wirklich ›weit ab‹. Es gibt keine Straße nach Colcojuitz; was man ins Dorf bringen will, muss man tragen oder einem Muli aufladen. Die rechtskonservative Regierung, die im Herbst dieses Jahres wiedergewählt werden will, hat für den Sommer Material und Maschinen für den Straßenbau versprochen – aber das hat sie schon oft getan.

›Wer hier leben will, muss das Leben abenteuernd!‹, sagt uns ein Mann am ersten Tag. Und das tun die Leute hier, mit einer Gelassenheit, die uns oft stoisch vorkommt. ›No tenga pena – machen Sie sich keine Sorgen!‹, das ist hier eine wirklich ernst gemeinte Lebenshaltung. Das gesamte Dorf steht am Abgrund, auf einem schmalen Grat reihen sich die Hütten aneinander, rechts und links geht es steil bergab. Eines der größten Abenteuer hier ist es wohl, krank zu sein. Der nächste Arzt tut seinen Dienst sechs Stunden zu Fuß entfernt, immer am Mittwochnachmittag, in einem Gesundheitsposten. Er wird von der Diözese San Marcos finanziert. Am letzten Tag unseres Aufenthaltes zieht sich ein Mädchen beim Hüten der Ziegen des Dorfes eine Beinverletzung zu, die in Deutschland sicher im Krankenhaus behandelt würde. Keine Spur von Heidi-Romantik mehr. An einen Besuch im Gesundheits-

posten ist natürlich nicht zu denken. Eine alte Frau träufelt über eine Feder Alkohol auf die klaffende Wunde, ich hole Verbandszeug und Wundsalbe aus meinem Rucksack. Es gibt keine Dorfapotheke, niemanden, der bis jetzt die Ausbildung der Diözese zum Gesundheitshelfer angetreten hätte. Diese Ausbildung dauert zwei Jahre, jedes Dorf erhält eine Grundausrüstung mit Medikamenten. Aber die Dorfgemeinschaft muss die Reisekosten zum Ausbildungsort aufbringen. Alle zwei Monate muss jemand nach Tacana, sechs Stunden entfernt von Colcojuitz. Darauf konnte man sich im Dorf bis jetzt nicht verständigen, erzählt Sr. Huana Maria uns später. Aber Colcojuitz ist noch am Anfang der »formacion«. Und deren erster Schritt ist die Selbstorganisation der Dorfbewohner. »Was den Menschen wichtig genug ist, das werden sie tun«, davon ist Huana Maria überzeugt. So hat die Dorfgemeinschaft etwa eine Stromleitung gebaut, Holzpfosten in den steilen Berg gerammt, jedes Haus hat seit kurzer Zeit eine Glühbirne und eine Steckdose. Und das Dorf hat sich organisiert gegen überhöhte Stromrechnungen auf der Basis von Schätzungen. Ein erster Schritt. Ein sozial-pastoral relevanter Schritt. Sich organisieren, sich einigen, aushandeln, Verantwortung übernehmen, seine Rechte durchsetzen. Erst ein Dorf, das so weit ist, kann die Hilfe der Diözese in Anspruch nehmen. Kein niederschwelliges Angebot also.

»Was wollt ihr hier eigentlich?«, das fragen uns drei junge Männer, die auf dem Dorfplatz stehen und schon von unserer Ankunft gehört haben. Ich stehe etwas ratlos in einem zusammengezimmerten Fußballtor, hinter dem der Ball meterweit den Abhang herunterrollt, wenn der Torwart unkonzentriert ist. Und versuche umständlich unser Anliegen zu erklären. Erfahrung, Dialog, Reflexion?! Ich glaube, ich konnte mich nicht verständlich machen. Vielleicht wäre es ehrlicher gewesen zu sagen: »Das Leben am Abgrund kennen lernen!«

Lerndimension Eins –

nicht nur das bloße Überleben, sondern eine menschenwürdige Existenz für jeden Einzelnen hat absoluten Vorrang. Elementare, entwicklungspolitische Grundanliegen werden verständlich und wie in einem Brennglas gebündelt in ihren gegenseitigen Abhängigkeiten deutlich: Der mangelnde Zugang zu Gesundheitseinrichtungen verschärft Armut; elementare und informelle Bildung sind zentral für die Entwicklung des Gemeinwesens, für sozialen Zusammenhalt und konstruktive Zusammenarbeit. Wir lernen, dass armutserzeugende Rahmenbedingungen nicht einfach da sind, sondern gemacht werden. Die Rolle der politisch Mächtigen wird offenkundig, wo durch (vernachlässigte) Infrastruktur-entwicklung in dem »nur« von indigenen Bevölkerungsgruppen bewohnten Hinterland armenorientierte Entwicklung vorangetrieben, verschleppt oder (bei Missachtung ihrer Rechte als Bürger des Landes) gezielt verhindert werden kann. Selbsthilfe wird hier zur Überlebensfrage und sichert den Lebensstandard auf Minimalniveau. Die Menschen erkennen, dass es keinen anderen Weg für sie gibt. Selbsthilfe ist also nicht nur Antwortversuch »von unten«, sondern auch Zwang der herrschenden Verhältnisse. Somit entpuppt sich der hegemoniale entwicklungspolitische Diskurs staatlicher (und auch kirchlicher) Institutionen als zumindest ambivalent: Wir verstehen nun auch, warum die »formacion« – der Prozess der Bewusstseinsbildung als erster Akt der Befreiung – keine Pseudopartizipation erfordert, sondern überzeugtes und überzeugendes

Involviertsein (Paulo Freire)¹. Die Menschen fangen dort an, ihre Entwicklung voran zu treiben, wo es ihnen wirklich wichtig ist. Nur so können aus Betroffenen tatsächlich Beteiligte und echte Teilhaber werden.

Lerndimension Zwei –

im Leben am Abgrund eröffnet sich die Mitte des Evangeliums. Was Rolf Zerfaß einmal mit Blick auf die ›Zielgruppen‹ der diakonischen Praxis der Kirchen in Deutschland und die in dieser Praxis handelnden Helfer formulierte, gilt seit Medellin (1968) und Puebla (1979)² in besonderem Maße für entwicklungspolitische ›Zielgruppen‹ (›die Armen‹) und professionell Tätige, für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der entwicklungspolitischen Bildungsarbeit in Hochschulgemeinden und andernorts: »Wo immer Menschen wirklich an ihre Grenzen kommen, werden sie frei zu einer sehr elementaren Sicht ihres Lebens und ihres Glaubens; konfessionelle (sc. oder kulturelle) Differenzen werden unwichtig. Wer sich an ihre Seite stellt, ihre ›Armut‹ teilt, dem eröffnet sich die Mitte des Evangeliums; denn das Evangelium gehört den Armen. (...) Darum ist die Diakonie (sc. oder die Entwicklungszusammenarbeit) nicht zuerst ein Ort der Umsetzung, sondern der Entdeckung des Evangeliums, d.h. der Mitte von allem, was die kirchliche, konfessionell geprägte Verkündigung und alle sie abstützenden theologischen Reflexionen sagen wollen.«³

aufrecht gehen lernen – umfassende menschliche Entwicklung

Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer erfahren, dass es den gastgebenden Menschen bei ihrem Versuch, die Armut nachhaltig zu überwinden, nicht nur um ihre wirtschaftliche Besserstellung geht, sondern um eine umfassende Entwicklung in kultureller und spiritueller, in sozialer und politischer Hinsicht.

»Auch wenn wir weinen, bleiben wir hier ...!« Leider ist dieser schöne Satz für Colcojuitz mehr falsch als richtig. Victor Sebastian hat ihn gesagt, und seine Söhne sind alle noch im Dorf mit ihren Familien. Was aber tun, wenn der Ertrag des eigenen Feldes nur für die Hälfte des Jahres, für das halbe Leben, für fünf der zehn Kinder reicht? Das eigentliche Problem in Colcojuitz ist die Migration in all ihren Spielarten. Die Männer verlassen ihre Familien, um Geld zu verdienen und damit Mais für den zweiten Teil des Jahres kaufen zu können. Auf den Kaffeepflanzungen in Guatemala ist kaum noch Arbeit zu finden und Geld zu verdienen. Der staatlich festgelegte

1 Vgl. Paulo Freire, *Pedagogy of the Oppressed*, London 1996 (1970), 51 (eigene und zusammenfassende Übersetzung).

2 Vgl. *Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz* (Hg.), *Die Kirche Lateinamerikas. Dokumente der II. und III. Generalversammlung des Lateinamerikanischen Episkopates in Medellin und Puebla* (Stimmen der Weltkirche 8), Bonn o.J.

3 Rolf Zerfaß, *Das Evangelium gehört den Armen. Ökumenische Ressourcen diakonischer Arbeit*. In: Michael Schibilsky (Hg.), *Kursbuch Diakonie*, Neukirchen-Vluyn 1991, 299–308, hier: 302.

Mindesttageslohn beträgt derzeit 28 Quetzales und wird dort um 75% unterschritten. Die Männer verdienen täglich etwa 8 Quetzales, das ist kaum mehr als ein Euro. Selbst hier zu wenig, um zu überleben. Der Hochlandkaffee aus Guatemala sollte uns bitter schmecken!

Colcojuitz liegt nur etwa vier Stunden Fußweg von der mexikanischen Grenze entfernt. In Mexiko sind die Arbeitsbedingungen »besser«: In der Kaffeeernte gibt es genug zu tun, 17 Stunden (!) am Tag. Bei zwei Mahlzeiten – schwarzen Bohnen – arbeiten ganze Familien im Akkord. Ein Mann erzählt uns, dass sein Sohn, neun Jahre alt, in diesem Jahr erstmals mit in Mexiko war. Dutzende Arbeiter schlafen in Holzverschlägen, dreistöckig. Die Arbeitserlaubnis gilt nur 30 Tage, danach können die Arbeiter jederzeit festgenommen und abgeschoben werden.

Traum und Albtraum zugleich sind für die Menschen in Colcojuitz die Vereinigten Staaten. Viele wollen dorthin. Nur wenige können die Kosten für die professionellen Schlepper aufbringen, die zwischen 15 000 und 20 000 Quetzales für den illegalen Weg in die USA verlangen. Das sind 2000 bis 3000 Euro. Fast immer verlassen die Männer deshalb ihre Familien und gehen allein. Einige lassen nie wieder von sich hören. In einer Hütte im Dorf sitzt eine junge Frau mit ihren Kindern neben den eigenen Geschwistern. Seit der Schwiegersohn weg ist, muss ihr Vater plötzlich für zwei Familien aufkommen. Aber ihr Mann kommt sicher wieder. Er hat zwar noch nicht geschrieben, noch kein Geld geschickt, aber ...! Die Formel: »In drei Jahren ist er wieder da!« hört sich wie eine Sprachregelung an, um das Gesicht nicht zu verlieren.

Wer es allerdings schafft, die erste Zeit zu überstehen, mit den ersten Löhnen den Schleppern, die nur »Kojoten« genannt werden, ihr Kopfgeld zu zahlen und nicht an die Einwanderungsbehörde verraten zu werden, wer seiner Familie die Treue und den Kontakt hält, wer das Geld mit horrenden Gebühren so nach Hause transferiert, dass es ankommt, der hat es geschafft. In Colcojuitz ist Richtfest, während wir im Dorf sind. Ein Haus wird gebaut, aus Stein, zweistöckig, viele Jugendliche und Männer haben Arbeit auf der Baustelle. »Estados Unidos« nicht Eusebio anerkennend, als wir an der Baustelle vorbeigehen. Damit scheint alles gesagt. Sr. Huana Maria wird uns später von einem Auffanglager der Diözese San Marcos erzählen, direkt hinter der mexikanischen Grenze. Hier finden die Männer erste Zuflucht, die in den USA alles verloren haben, abgeschoben wurden und nicht wissen wohin. Wer will schon mit hohen Schulden, ohne Geld, mit zerbrochenen Träumen und schlechtem Gewissen nach Hause kommen.

In Colcojuitz leben etwa 40 Familien, jede hat acht, zehn oder zwölf Kinder. Das Erbe wird, so haben uns alle Dorfbewohner glaubhaft versichert, unter den Kindern zu gleichen Teilen aufgeteilt. »Was tut ihr dann, wenn das Land in der nächsten Generation unter noch mehr Kindern und Kindeskindern aufgeteilt werden muss?«, so haben wir gefragt. »Die Parzellen werden immer kleiner, es wird dann für immer weniger eurer Familien reichen?!« Die Antwort kam ohne jede Sorge, überzeugt und prompt: »No tenga pena – Machen Sie sich keine Sorgen! Dann werden wir einen Weg finden!« Schon in Colcojuitz habe ich mir in mein Reisetagebuch notiert: »Ich glaube; hilf meinem Unglauben!« (Mk 9,24)

Lerndimension Eins –

menschenwürdige Arbeit ist kulturübergreifend Motor ganzheitlicher Entwicklung. Mit Dorothee Sölle sind wir davon überzeugt, dass für erwachsene Menschen – neben der Liebe – vor allem die eigene Arbeit wirklich von Interesse ist. Auch in der Begegnung mit den Menschen in Guatemala verstehen wir, warum menschenwürdige Arbeit nicht nur zur

Mitte der Sozialen Frage aus Sicht der Christlichen Sozialethik gehört, sondern als von der Internationalen Arbeitsorganisation geforderte Kernnorm⁴ gleichzeitig zum konzeptionellen Bindeglied für eine menschenrechtsorientierte Verständigung unter den großen Weltreligionen und mit (nicht-christlichen) Weltanschauungen werden kann:

»Work is a fundamental expression of intrinsic human dignity, which has both spiritual and material dimensions. In all traditions, Decent Work is related to the dignity of man and woman, to his or her capacity to earn a livelihood and live life abundantly. Work should be fulfilling, dignifying the worker – and this goes beyond simply ensuring a minimum salary necessary for survival... Decent Work... enables a person to realize himself or herself as a »complete human being«, to express and develop skills, personality, wisdom and potential, and – according to choice – to raise a family, educate children and take part in social life.«⁵

Lerndimension Zwei –

auch Glaubenlernen geschieht aus der Erfahrung menschlicher Begegnung. An der Grenze zwischen der eigenen Wahrnehmung der Realität und der Zumutung des Anderen, sich – wider alle realistische Hoffnung – »keine Sorgen zu machen, weil ein Weg gefunden werden kann«, besteht eine (vielleicht geringe, aber mögliche) Chance für das, was wir in Anlehnung an Jürgen Werbick einen »signifikanten Sprung« nennen können. Hier liegt ein kairos im Glaubenlernen. Die Erfahrung lehrt, indem sie ent-täuscht. Wenn im Lernprozess »signifikante Sprünge« auftreten, d.h. die »Realität« sich den bisherigen Erwartungen und Erfahrungen und damit dem geltenden Paradigma widersetzt, bahnt sich eine das Wirklichkeitsverständnis weiterführende Erfahrung an. Eine neue Einsicht muss jedoch in ein neues Paradigma eingeordnet werden, damit sie daraufhin befragbar wird, was sie hier und jetzt bedeutet. Derart »signifikante Erfahrungen« initiieren den Lernprozess der Umkehr, der selber ein Prozess des Glaubenlernens ist: Signifikante Erfahrungen »erweitern... nicht einfach meinen Wissensstand; sie verändern »mich selbst« – meine Vorurteile und meine Vormeinungen, meine »Einstellung« zur Wirklichkeit. (...) Ich »lerne« durch die Verarbeitung meines Scheiterns, des Scheiterns meines bisherigen Gegenstandsbezuges – ich lerne, mich in neuer Weise auf (...) meine Welt zu beziehen.«⁶ Dies ist eine Erfahrung von Authentizität, in der ein Mensch sich erst erfährt »als ein Ich, das nicht einfach von den Gegenständen bestimmt und formiert ist, son-

4 »... everywhere and for everybody Decent Work is about securing human dignity« (aus: Report of the Director-General, Reducing the Decent Work deficit: A global challenge, International labour Conference, 89th Session, Geneva, 2001), zitiert nach: *Dominique Pecoud*, Synthesis of contributions from various humanistic, philosophical, spiritual and religious traditions. In: *Ders.* (Hg.), *Philosophical and spiritual perspectives on Decent Work*, International Labour Office, Geneva 2004, 26 (mit Fußnote 5).

5 Ebd., 34.

6 *Jürgen Werbick*, *Glaubenlernen aus Erfahrung*, München 1989, 120.

dern zu ihnen sich in Beziehung setzt und in Beziehung erfährt, zuletzt und zutiefst in Beziehung zu dem, der die Wirklichkeit letztlich »bestimmt.«⁷

gemeinsam hoffen lernen – trotzdem Hilfe zur Selbsthilfe aufspüren

Das Exposure erlaubt eine Begegnung von Mensch zu Mensch: Die Gäste treffen die Selbsthilfeakteure. Sehr oft sind es innovative Menschen, die Strategien zur Überwindung ihrer Situation entwickelt haben, also Träger von Wissen und Können. Diese Begegnung ist »hoffnungsproduktiv«.

»Es gibt hier keine Familie, bei der Mais und Bohnen für das ganze Jahr reichen.« So einfach ist das. Ganz nüchtern hat Eusebio uns diese Situation erklärt. Was die Geographielehrer Subsistenzwirtschaft nennen, stößt hier schon in der vierten Generation an seine Grenzen. Schon zur Zeit seines Urgroßvaters hat das, was die Menschen in Colcojuitz für ihren eigenen Bedarf anbauen, nicht gereicht für das ganze Jahr. Heute haben die Familien fünf, sechs, vielleicht sieben Monate zu essen.

»Viel Fels, viel Abgrund«, das sind die natürlichen Probleme. Was die Menschen in Sichtweite des Tajumulco ihren Acker nennen ist deutlich steiler als viele schwarze Pisten in österreichischen Wintersportgebieten. Entsprechend mühsam und gefährlich ist die Arbeit auf diesen »Feldern«. Die »selbstgemachten« Probleme aber sind noch größer. Die Felder können kaum bewässert werden. Zwar gibt es im Dorf eine Leitung, die das Wasser einer relativ sauberen Quelle aus den höher gelegenen Regionen des Bergs über Plastikrohre zu den Häusern des Dorfes bringt. Dieses Wasser aber reicht kaum bis zum Ende der Trockenzeit zum Trinken, Kochen und Waschen. Versiegt die Quelle, bevor der Regen kommt, müssen die Frauen viele Stunden zum Bach hinunter ins Tal gehen, um Wasser nach Hause zu tragen, Wasser, das verseucht ist durch die Abwässer der Dörfer ringsum, und die Tiere, die an den Hängen des kleinen Baches weiden. Eine zweite Leitung müsste her, dann könnten auch die Felder ausreichend bewässert werden. Dieses Projekt hat sich das Dorf als nächstes vorgenommen. Möglicherweise mit Unterstützung der Diözese.

Damit die Bewässerung Sinn macht und nicht noch mehr des kostbaren Bodens wegschwemmt, müssten sich einige der Bauern entschließen, mit Hilfe fachkundiger Unterstützung durch die Mitarbeiter der Pastoral de la tierra (Landpastoral) ihre Felder zu terrassieren. Viel Arbeit und wenig Ertrag in den ersten Jahren. Schwer zu plausibilisieren also. Aber eine unüberlegte Bewässerung kann sogar die Erosion des Bodens erhöhen und nur kurzfristig höhere Erträge bringen. Zurück bleibt dann noch mehr »tierra blanca« – blanke Erde, ausgelaugt, unfruchtbar, erodiert. Diese Erde muss erst langsam »wiederbelebt« werden, wie uns ein Mitarbeiter der Sozialpastoral später erklärt.

»Reanimation für Mutter Erde« – und das in einer Situation, in der die Menschen dem Land alles abringen müssen, um selbst überleben zu können. Die Nahrungsmittel, Bohnen, Mais und ein wenig Weizen, aber auch das Holz zum Kochen. Der Holzeinschlag, überlebensnotwendig, forciert die Bodenerosion wie kein anderer Eingriff des Menschen in die Natur. Wir bitten Eusebio, uns zum Holzschlagen mitzunehmen. In einem steilen Seitental stehen wir wenig später an einem noch licht bewaldeten Hang. Auf der gegenüberliegenden Seite des Tals tierra blanca, so weit das Auge reicht. Eusebio hat sich einen stattlichen Baum ausgesucht und beginnt mit seiner Arbeit. »Eusebio«, frage ich ihn, »wie alt ist der Baum?« Der Indianer, ein gebildeter

Mann um die 40 Jahre, der lesen kann, mustert den Baum. »Vier Jahre!«, antwortet er. Ich stutze, frage nach. »Vielleicht fünf«, kommt die Korrektur. Ich zweifle an dieser Einschätzung. Aber: Er ist der Indianer, naturverbunden, wildniserfahren, er lebt hier, kennt die Bäume, sein Land. Eusebio fällt den Baum. Wolfgang und ich zählen die Jahresringe – der Baum ist mindestens zwölf, vielleicht fünfzehn Jahre alt. Das Ende der letzten Reste meiner Indianerromantik. Eusebio scheint unsere Fragen zu spüren. Er nimmt einige der Früchte des Baumes zwischen Daumen und Zeigefinger, zerreibt sie und wirft den Samen in den Wind. »No tenga pena! Bäume wachsen hier schnell wieder nach!«. Soll ich ihm erklären, dass er vermutlich die Früchte dieses Baumes nicht mehr ernten wird, seine Söhne, die sonst das Holz für die Familie schlagen, wohl auch nicht?! Was ist hier auf der Strecke geblieben, verloren gegangen, an Wissen, an Kultur? Und wer bringt es zurück? Reicht die Zeit?

Verschränkung der Lerndimensionen Eins und Zwei –

der Schutz der Fundamentalressource »Mutter Erde« sichert unser gemeinsames Überleben und eine menschenwürdige Existenz für alle. In der Begegnung mit Eusebio, diesem vielleicht wenig »innovativen Träger der Entwicklung«, dessen traditionelles Wissen (ebenfalls?) »deformiert« wurde, erinnern wir zwei zentrale Transformationsereignisse der Geschichte (in Lateinamerika und in der industrialisierten Welt). Was hier, bei unserem Exposuregastgeber, zum Ausdruck kommt, zeigt einmal mehr die Langzeitfolgen der fortgesetzten Zerstörung kultureller Orientierungswerte in der Maya-Kosmologie – durch die europäische Conquista vor 500 Jahren und die Vertreibung und Vernichtung der indigenen Bevölkerung in jüngeren Exzessen staatlicher Grausamkeit. Während der Zeit der Gewalt (1960–96) ließen mindestens 200 000 Indigenas ihr Leben, und guatemaltekkische (Para-) Militärs machten ganze Maya-Dörfer dem Erdboden gleich. Beide Vorgänge haben nicht nur physisches, sondern auch kulturelles Leben zerstört. Dies ist – als politischer Prozess trotz seiner großen Komplexität und Vielstufigkeit zusammen betrachtet – das zentrale Transformationsereignis, das wir in der Begegnung mit Betroffenen kulturhistorisch erinnern und in der erzählenden Rückschau kompetenter Dialogpartner erläutert bekommen.

Das zweite – die Besucher aus Deutschland unmittelbar selbst betreffende – Transformationsereignis erinnern wir erst in einer ehrlichen, unsere eigene Kultur einbeziehenden Reflexion. Was wir selbst aktiv wissen und konkret praktizieren könnten, wenn wir in der industrialisierten Welt des Nordens nicht schon lange mit den Auswüchsen unserer selbstgemachten Zivilisation der Unverhältnis- und Unmäßigkeit zu kämpfen hätten, spiegelt uns der Maya, der »Indianer«, der keiner mehr ist. Ausgewogene Ernährungssicherung ist *conditio sine qua non* aller Bereiche menschlicher Entwicklung, der persönlichen, sozialen, wirtschaftlichen, politisch-institutionellen, aber eben auch der spezifisch ökologischen Entwicklung – als Schutz und Pflege der natürlichen Lebensgrundlagen schlechthin. Wir lernen, dass wir die Reanimation der Mutter Erde, die Bewahrung der Schöpfung nicht an ferne oder nahe, große und kleine Innovatoren und Träger der Entwicklung delegieren können. Er und ich,

sie und wir – wir haben eine gemeinsame Verantwortung zur Bewahrung der Schöpfung. In ihr begegnen wir Gott selbst, der alles Leben schenkt. Dies ist kein pantheistischer Ökologismus oder Ökospiritualismus. Geteilte Verantwortung ist rationale Einsicht in die Notwendigkeit, gemeinsam Schöpfung zu bewahren und die Voraussetzungen und Kriterien für Hilfe zur Selbsthilfe realistisch wahrzunehmen und subsidiär einzuspringen oder zu unterstützen, wo diese Voraussetzungen nicht mehr gegeben sind. Hier wird christlicher Glaube konkret und handlungsrelevant. In dieser Perspektive bleibt daher auch eine externe Projektförderung z.B. der diözesanen Land- und Sozialpastoral in Ländern wie Guatemala nicht nur materiell weiterhin wichtig. Sie ist vielmehr Ausdruck unserer gemeinsamen Verantwortung für gottgeschenktes Leben. Den Dialog mit allen Menschen guten Willens in politischen Institutionen und unter den Akteuren der Wirtschaft zu suchen und zu pflegen, um Mutter Erde zu erhalten, diesen Dialog müssen wir allerdings noch viel intensiver und unmittelbarer vor der eigenen Haustür führen.

3 Hoffen auf Handeln – oder: Was bleibt und was wird!

Martin Buber hat 1930 in seinem Traktat vom dialogischen Leben⁸ drei Arten der Wahrnehmung eines Menschen durch einen anderen Menschen unterschieden und dabei dem Beobachten und dem Betrachten das Innwerden gegenübergestellt. In einer Begegnung, in der sich ein solches Innwerden ereignet, bekommt der Mensch »etwas gesagt« – über den Anderen, oder auch über sich selbst. Die Wirkung dieses »Gesagt-bekommens« beschreibt Martin Buber als die Bereitschaft »anzunehmen«: »Es kann sein, dass ich sogleich zu antworten habe, eben an diesen Menschen hier hin; es kann auch sein, dass dem Sagen eine lange, vielfältige Transmission bevorsteht und dass ich darauf anderswo, anderswann, anderswem antworten soll, wer weiß in was für einer Sprache, und es kommt jetzt nur darauf an, dass ich das Antworten auf mich nehme.« Das Exposure der Hochschuleelsorgerinnen und -seelsorger war, wie oben gesagt, als Fortbildung konzipiert. Persönlichkeitsbildende Fortbildungen haben eine lange und in gewisser Weise unberechenbare »Transmissionsphase«. Diese Phase beginnt in der Methode des Exposures mit Reflexion und Dialog im Anschluss an die Begegnung bei den Gastfamilien.

Derzeit befindet sich das Projekt in der Phase des »antwortenden Handelns« in diesem Sinne, gut ein Jahr danach vielleicht immer noch sehr am Anfang. Aber die Teilnahme an einem Exposure-Programm kann nicht mehr, jedoch auch nicht weniger als einen Anfangsimpuls vermitteln für einen Weg, den die Teilnehmenden selbst gehen und weiterentwickeln müssen. Darüber hinaus gehende institutionelle Ver-

⁸ Vgl. *Martin Buber, Zwiesprache. Traktat vom dialogischen Leben*, Heidelberg ³1978.

änderungen, die Exposure- und Dialogprogramme grundsätzlich anstreben, sind bei realistischer Betrachtungsweise nur dann zu erwarten, wenn eine genügend große Anzahl von Personen in zentralen Entscheidungspositionen Lernerfahrungen dieser Art machen und dann dazu bereit sind, einem grundlegenden Perspektivwechsel zugunsten der Menschen in armen Ländern in ihrem Handlungsfeld strategisch deutlich mehr Raum zu geben.

Auf Bundesebene werden in der Katholischen Hochschulpastoral derzeit zwei Projekte im Anschluss an das Guatemala Exposure- und Dialogprogramm entwickelt: ein Seminar zur Begleitung von deutschen Studierenden, die auf einen Aufenthalt im (südlichen) Ausland vorbereitet werden sollen, das ihnen zu einer neuen Perspektive auf Gott und die Welt, aber auch auf ihr Studium verhilft. Und eine ›Internationale Sommerschule‹, die ein Dialogforum zwischen Nord und Süd ermöglichen und verändernd auf die teilnehmenden Gesprächspartner und auch auf Hochschule und Kirche einwirken soll. Auf der Ebene der jeweiligen Katholischen Hochschulgemeinden, aus denen hauptamtliche pastorale Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter teilnehmen, ist zu beobachten, dass eine Reihe neuer Impulse für die sozialpastorale und bildende Arbeit entstanden ist. Ob die Suche nach ›Gerechtigkeit für alle, Frieden und Bewahrung der Schöpfung‹ zu einem neuen, alten Markenzeichen der Hochschulgemeinden für die Wahrnehmung globaler Verantwortung wird, muss sich jedoch erst erweisen.

Trotz aller Einschränkungen: Ein Exposure- und Dialogprogramm bleibt eine Erfahrung, hinter die Teilnehmerinnen und Teilnehmer nicht zurückkommen, ein ›Lernen durch Begegnung‹, das bisweilen auch als Stachel im Fleisch in den Institutionen, im Arbeitsalltag empfunden wird. Aber ein Stachel, der vielleicht geeignet ist, hoffen zu lernen, dass (entwicklungs-)politisches Engagement nicht gestern war, sondern eine Sache von heute und für morgen bleibt.

Dominik Blum ist Bildungsreferent beim Forum Hochschule-Kirche in Bonn, *Jörg Hilgers* ist Wiss. Mitarbeiter beim Exposure- und Dialogprogramm e.V. in Bonn.